Die Bucklige.

Von Hermann Kessers.

Vor Jahren lebte in Amsterdam ein Arzt, der hatte drei Söhne und drei Töchter. Die Söhne wurden große, muskulöse Burschen, und auch die beiden ältesten Töchter wuchsen zu robusten Frauen heran. Sie waren alle kräftig und grob gebaut und neigten bald zu rundlicher Fülle. Nur die jüngste Tochter, deren Geburt der Mutter das Leben gekostet hatte, war kränklich und zurückgeblieben. Sie war lahm — nicht arg, sie bedurfte keiner Krücke, aber das eine Bein schleppte nach, und der Oberkörper neigte sich bei jedem Schritt ein wenig nach links.

Doch alles ist Übung. Sie war genau so flink und gewandt wie jeder andre; man merkte ihr Gebrechen gar nicht, meinten die Leute. Bis zu ihrem zehnten Jahre wuchs sie auch normal, doch dann war es aus damit. Sie blieb klein, ja, ihr zarter Körper schien noch mehr zusammenzusinken; der Rücken ward rund, sie wurde aufgedunsen dick und blieb schwammig und bleich trotz Eiern, Milch, Eisenpillen und Chinawein. Das war unbehaglich für den letzten tätigen Vater und die gesunden Geschwister. Sie hatten sie ja alle lieb und bemitleideten sie, aber immer dieses alte, blasse Gesicht bei Tisch zu sehen, das langweilte und reizte sie manchmal. Und dann neckten sie sie wohl mal ein wenig, nicht boshaft zwar, aber doch mit ein bißchen Spott und Ungeduld in der erhobenen Stimme. Oh, das war ja nichts Außergewöhnliches; ältere Geschwister necken ja immer, besonders die jüngsten, die viel länger Kind bleiben, als sie es je waren. Und sie konnte sich ja auch wehren, sie war ja nicht etwa dumm! Im Gegenteil, sie konnte sogar beißend scharf werden. Oft hatte sie aber auch wieder so sentimentale Stimmungen, war so schmeichelnd zärtlich, daß es den andern lästig ward, und sie sich das plumpe Kind wohl mal rauh vom Leibe hielten. Und dann konnte sie so tragisch tun, konnten ihre großen, dunklen Augen so flehend blicken, daß sie laut darüber lachen mußten. Die Folge davon war eine Wutszene, lautes Kreischen und dicke Tränen.

Im Hause ging's gar lustig zu. Die Söhne studierten und brachten oft Freunde mit; es gab häufig Logierbesuch und fröhliche Feste. Sie waren zwar nicht reich, lebten aber gut. Der gutmütige Vater, zu beschäftigt, um auf alles achten zu können, liebte seine Kinder und ließ sie gewähren. Die beiden ältesten Söhne heirateten, der jüngste und die älteste Tochter verlobten sich. Das war die lustigste Zeit im Doktorhause. Man scherzte und lachte, es gab kleine Intrigen und munteres Flirten, und — was das netteste war und die andern angenehm überraschte — die jüngste Schwester tat tapfer mit. Ja, es hatten sich zwischen der Lahmen und einem Freunde des jüngsten Bruders freundschaftliche Beziehungen entwickelt mit verstohlenen Händedrücken, leuchtenden Blicken und kleinen Briefchen.

Sie wußten es alle und hatten ihre Freude daran, hüteten sich aber, darauf anzuspielen oder sie damit zu necken. Sie ahnten augenscheinlich, daß für ein Mädchen wie sie, solch ein Verliebtsein etwas Zartes und Besonderes sein mußte. Merkwürdig genug war's ja. Was der Junge nur in ihr sah? Rätselhaft!

Er war von hoher, etwas gebeugter Gestalt, hellblond, mit sanften, träumerischen, blauen Augen. Sein bartloses Gesicht, besonders der Mund, hatte etwas weiblich Weiches. Er sprach leise, ruhig und mit sorgsamer Betonung und war in seinem ganzen Wesen übertrieben distinguiert. Einer der meist Sympathischen vom ganzen Korps, meinten die Kameraden. Er studierte auch Medizin, war als tüchtig bekannt, benahm sich stets korrekt, war respektvoll gegen ältere Leute, und so war auch der Vater sehr eingenommen von ihm. Nie hat er seine jüngste Tochter so häufig geküßt und auf die schlaffen Wangen und den dicken Rücken geklopft.

Bis sie plötzlich merkten, daß es aus zu sein schien. Er blieb fort, auch nachdem er das Examen bestanden hatte. Anna war nicht viel anzumerken. Sie war wieder stiller und blickte oft ins Leere, aber ein schwärmerisch-glückseliger Ausdruck lag in der Tiefe ihrer Augen. Häufiger und unvermittelter als je konnte sie ausfallend werden und zornig stechende Worte gebrauchen. Aber nie sprach sie von ihm. Als man erzählte, er sei verlobt, lächelte sie spöttisch stolz und glücklich und blickte ekstatisch durchs Fenster zum Himmel empor.

Sie wußte es besser. Er hatte es ihr ja gesagt. An jenem herrlichen Abend, da er sie nach Hause gebracht und sie so lange und offen miteinander gesprochen hatten. Er habe kein Geld und müsse sich erst eine Praxis schaffen; aber dann wolle er sie holen. Trotz seines Vaters, der auf eine reiche Schwiegertochter aus vornehmer Familie warte. Nie! Nie! Sie liebe er mit ihren herrlich tiefen Augen, mit ihrer seltenen Vereinigung von Geist und Zartheit. Wie schön, wie poetisch hat er das alles gesagt an jenem unvergeßlichen Abend. Und daß sie ihm stets vertrauen solle, auch wenn sie einmal etwas von ihm hören sollte, was sie nicht verstehe. Sie allein liebe er.

Anna und Betsy, die größte und robusteste der drei Schwestern, waren nun allein im Hause. Sie bildeten einen auffallenden Kontrast zueinander: Betsy liebte ein bequemes, behagliches Leben, gutes Essen und Trinken, einen gemütlichen Kaffeeklatsch; Anna zog sich immer mehr in sich selbst zurück, sprach wenig, las viel, schien sich mehr und mehr zu vertiefen.

Gerard, der junge Arzt, hatte sich in der Stadt niedergelassen, und man erzählte, daß es ihm gut gehe. Er habe besonders viel Damenpraxis. Selbstverständlich, ein unverheirateter Arzt von so angenehmem Aeußern und Wesen! Begegneten die Schwestern ihm einmal auf der Straße, so grüßte er tief, mit „angelegentlicher Feierlichkeit“, behauptete Betsy; doch Anna fühlte in seinem Blick den Ernst seiner Absichten; ihr Herz klopfte bis in den Hals vor froher Erwartung, während sie freundlich zurückgrüßte.

Ganz plötzlich starb da der Vater. Von seinem Nachlaß konnten sie nur gerade „anständig“ leben. Betsy führte den kleinen Haushalt, staubte, wischte, fegte, nähte, strickte und stopfte den ganzen Tag — wenn sie nicht schwatzte.

Anna las und schrieb auch wohl mal kleine Geschichten für eine unbedeutende Zeitschrift. Sie pflegte ihren Körper und Geist, so gut sie konnte. Ihre Hände waren fein und weiß, ihre Nägel schön rosig; das hatte Gerard so gern. Aber manchmal war sie auch sehr unruhig, vermochte ihre Aufmerksamkeit nicht zu fesseln und ging mit dem nachschleppenden Bein rastlos im Zimmer auf und nieder.

Sieben Jahre nach dem Tode des Vaters lasen die Schwestern in der Zeitung Gerards Vermählungsanzeige. Betsy informierte sich nach allen Seiten. Die junge Frau war schön, lieb und reich. Kein Wunder, der nette Doktor, man verehrte ihn ja allgemein!

Es gelang Anna, sich zu beherrschen, als Betsy ihr die Anzeige vorlas, als jene dunkel geheimnisvolle, immer wieder überwundene und von neuem drohende, unbestimmte Angst plötzlich einer taghellen, verzweifelten Gewißheit gewichen war. Niemand merkte, was in ihr vorging. Ein herber Stolz hatte ihre Züge und Bewegungen erstarren gemacht. Nie nannte sie seinen Namen. Sprach Betsy ihn aber aus, so bereitete es ihr einen wilden, tiefen, glühenden Schmerz, und doch auch Genuß. Scheinbar gleichgültig ließ sie sie über ihn schwatzen, ja, veranlaßte sie zeitweise selbst dazu.

Ihr Gedanke an ihn war etwas so Bedeutungsvolles in ihrem Leben geworden, so völlig eins mit ihrem täglichen Sein, daß sie sich unmöglich davon lösen konnte. Wohl hatte sie eine Lage voll starrer, wilder Auflehnung gegen das Leben und gegen ihn, allmählich ward alles wieder wie früher, selbst ihr Empfinden für ihn; das Bedürfnis danach war gar zu gering; sie konnte dem einzigen, was ihr im Gedanken innig lieb geworden war, nicht dauernd zürnen. Als der Fall für Betsy erledigt war und Anna seinen Namen nur noch selten hörte, schrieb sie ihn auf ein Kärtchen, das sie stets heimlich bei sich trug und, wenn sie allein war, ab und zu betrachtete oder auch nur befühlte. Ganze Stunden konnte sie zurückdenken an jenen lieben Abend, an den Klang seiner lieben Stimme, dessen sie sich noch so genau erinnerte ... Und sah sie dann auf die eifrig nähende oder putzende Betsy, so kam ein schwellendes Hochmutsgefühl über sie, das Bewußtsein, etwas Herrliches genossen zu haben, und war es auch nur eine Stunde lang, etwas, was dieses arme Geschöpf nie gekannt hat. Sie konnte sich dann wieder ganz hineinphantasieren in die Gefühle der Liebenden und Geliebten, sie umwob Gerards Gestalt mit einer Verehrung, als sei er ihr junger Verlobter ... Ob seine Frau nun das gleiche genoß? Nein, sie war die erste gewesen ... vielleicht ... die einzige ... Und sie fühlte sich reich und stolz.

Doch oft auch kam die Reaktion; verbittert, übellaunig konnte sie dann scharf sarkastisch ausfallen, gehässig hart von den Menschen sprechen. Betsy wußte manchmal nicht, woran sie mit ihr war. Diesen Augenblick noch liebenswürdig wie eine Prinzessin, war sie oft im nächsten Moment ganz ohne Ursache heftig und boshaft.

Gegen die Nichten und Neffen die sie oft besuchten, war sie stets herzlich; sie liebte Kinder und schrieb immer häufiger für ein Kinderblatt. Auch ein paar Kinderbücher gab sie heraus, die ihren Namen als Schriftstellerin bekannt machten.

So vergingen die Jahre und sie ward eine alte Jungfer. Mit fünfundfünfzig Jahren ward sie kränklich, allerlei kleine Plagen nagten an ihrem Körper, und schließlich kam sie nicht mehr aus dem Bett. Seit Wochen schon kam täglich der Arzt, ohne aber etwas für sie tun zu können.

Sie fühlte selbst, daß ihr nur noch wenige Tage gehörten. Mit kaum noch vernehmbarer Stimme nannte sie an einem dieser letzten Tage Gerards Namen.

„Ja,“ sagte Betsy, „was ist mit ihm?“

„Sehen,“ flüsterte sie.

„Was! Kind, du faselst wohl. Was kümmert dich jetzt noch dieser Mann? Willst du dich damit nun noch aufregen?“

„Sehen,“ flüsterte sie wieder.

„Soll ich ihn also bitten, herzukommen?“

Sie bejahte mit den Augen.

„Ja, dann muß ich aber doch erst unsern Doktor fragen, was sollte er sonst davon denken!“

Betsy tat es.

„Er ist ein alter Bekannter unserer Familie,“ fügte sie begütigend hinzu, als er erstaunt die Brauen runzelte, „und sie möchte es so gern.“

Am nächsten Morgen traten die beiden Herren in schwarzem langen Rock und Zylinder in das kleine Zimmer, und zwei graue Köpfe schauten durch den Vorhang nach dem weißen Bett, in dem die todblasse Frau im Sterben lag.

Ihr andächtiger Blick hing gespannt an dem bartlosen Gesicht mit dem weichen Munde.

„Wie geht's, Fräulein ... Anna?“ fragte er etwas zögernd, mit mitleidiger Freundlichkeit, wie man zu kranken Kindern spricht.

Ohne zu antworten, starrten ihre großen, dunklen, glänzenden Augen ihn ununterbrochen an. Der andere Arzt zog sich in unbestimmter Verlegenheit zurück.

„Kennen Sie mich noch?“ fragte er mit breitem Lächeln.

Sie nickte und flüsterte etwas. Er brachte sein Ohr dicht an ihren Mund.

„Weiß ... ganz weiß,“ hörte er da.

„Oh! ... ja, ja,“ lachte er nun und sprach etwas lebhafter. „Ich bin weiß geworden, was? Ja, man wird so allmählich alt. Sie sind auch nicht mehr ganz jung; aber Sie werden schön wieder darüber fortkommen; halten Sie sich nur ruhig.“

Er richtete sich aus der gebückten Haltung auf, mit sechzig Jahren verträgt man das nicht mehr lange. Dann schloß er den Vorhang und trat zu dem andern Arzt; sie flüsterten mit ernsten Gesichtern und gerunzelter Stirn. Betsy stand weinend daneben.

„Da ist wohl nichts mehr zu tun, nicht wahr?“

Die Männerschritte knarrten auf der Treppe, von unten klangen laut und lebhaft die Stimmen der beiden Aerzte herauf.

Ohne noch ein Wort zu sagen, ist Anna am nächsten Abend gestorben.

Glück.

Von Gustav Schüler.

Jeder denkt, vor allen Stücken
Müßte ihn das Glück beglücken,
Gerade ihn! Dem andern Haufen
Könnt's ja ruhig vorüberlaufen. —
Unterdes mit lautem Lachen
Macht das Glück die tollsten Sachen:
Pustet eine Seifenblase
Dem und jenem an die Nase,
Rieselt eine Handvoll Asche
Dem und jenem in die Tasche.
Manchmal auch im Glitzerbogen
Kommt ein goldener Ball geflogen
Auf den zu, der's unterlassen,
Nach ihm gierig hoch zu fassen.

Fo und die Geizige.

Chinesisches Volksmärchen, erzählt von Hélène Scheu-Rieß.

Fo, der gute Geist, zu dem die Chinesen beten, pflegte oft aus seiner himmlischen Wohnung zur Erde herabzusteigen, um die Herzen der Menschen zu prüfen. Einmal zog er, als alter Bettler verkleidet, zu später Abendstunde durch ein Dorf. Vor dem ersten schönen Haus, das sich seinen Blicken bot, blieb er stehen, da sah er Mann und Frau bei Tische sitzen und nach Herzenslust schlemmen. Er pochte demütig an und sagte: „Gebt einem armen, verirrten Wanderer ein paar Körnchen Reis und einen Winkel, wo er sein Haupt zur Ruhe legen kann!“

Der Mann wollte schon aufstehen und dem Bittenden etwas reichen, die Frau aber war sehr geizig; unwillig wehrte sie ab und rief: „Der abscheuliche Alte wird uns nur die Stube schmutzig machen; schick ihn gleich fort!“ Da setzte sich der Mann wieder und gebot dem Gast, sich zu entfernen.

So ging er weiter und kam an eine kleine Hütte, die gehörte einer armen Witwe, die vom frühen Morgen bis zum späten Abend Leinwand spann, um sich ihr kärglich bißchen Reis zu verdienen. Hier pochte er wieder an die Tür und bat um Labung und Obdach. Die Witwe nahm ihn freundlich auf, setzte sich mit ihm zu Tisch, gab ihm das Beste, was ihr Häuschen bot, braute ihm duftenden Tee und sagte: „Du bist sicher recht müde, Du sollst mein eigenes Lager haben, ich selbst kann recht gut auch einmal auf der Erde schlafen!“

Er ging auch bald zur Ruhe; als sie aber die Lampe über den Schlafenden hielt, sah die Frau, daß er unter seinen zerrissenen Kleidern nicht einmal ein Hemd anhatte.

Voll Mitleid schloß sie ihren Kasten auf, nahm ihr grobes Linnen hervor, schnitt daraus ein Hemd und nähte die ganze Nacht daran. Am Morgen hatte sie es glücklich fertig und brachte es ihrem Gast. Der hatte Tränen in den Augen vor Freude über ihre Güte.

„Gott lohne Dir, was Du an mir tust,“ sagte er, „wenn ich von Dir gehe, dann möge Dein erstes Beginnen nicht eher aufhören, bis die Sonne sinkt!“ Dann nahm er Abschied.

Als er fort war, wollte die Frau ihr Linnen wieder in den Kasten legen. „Wie schön ist es doch,“ dachte sie, „daß man mit so wenig, wie ich habe, auch noch jemand Liebes tun kann! Um das, was ich für das Hemd verbraucht habe, will ich heut weniger essen. Ich will gleich nachmessen, wieviel, wieviel Leinwand noch in der Rolle ist.“ Und sie begann die Leinwand an ihrem Arm zu messen. Die Rolle wickelte sich weiter und immer weiter ab, aber sie wurde nicht dünner; so viel die Frau auch herunternahm und maß, sie kam nicht ans Ende. Zuerst ward der Tisch voll und dann alle Schränke, der Boden bedeckte sich und immer höher häufte sich der Segen, und als die Sonne unterging, war die ganze Stube voll Leinwand, und aus allen Fenstern quoll sie weit auf die Straße hinaus, und aus der armen Witwe war eine reiche Frau geworden.

In ihrer Freude lief sie zu ihrer geizigen Nachbarin und erzählte ihr, welches Glück ihr widerfahren war. Da machte die ein gar verdrießliches Gesicht, denn fürs erste gönnte sie der anderen Reichtum nicht, und fürs zweite merkte sie wohl, daß sie am Abend vorher nicht klug gehandelt hatte, als sie den armen alten Mann so barsch von ihrer Tür gewiesen hatte.

Kaum war die Nachbarin fort, da lief die Geizige zu ihrem Mann, erzählte ihm, was vorgefallen war, und sagte: „Lauf, so schnell Du kannst, die Landstraße weiter bis zur Stadt, Du bist jung und flink, Du kannst den Alten leicht einholen. Wenn Du ihn findest, bitte ihn, doch ja einmal unser Gast zu sein, sag ihm, ich sei eine gar so gute Hausfrau, daß ich den Schmutz mehr fürchte als irgend etwas anderes in der Welt, aber es wäre nicht meine Absicht gewesen, ihn unbeschenkt gehen zu lassen, und als ich ihm Speise und Trank bringen wollte, sei er schon verschwunden gewesen. Sieh zu, daß Du ihn überreden kannst, mit Dir zurückzukommen.“

Der Mann tat, wie ihm geheißen. Er lief, so schnell ihn seine Beine trugen, und erreichte den Alten früher, als er hätte erwarten können. Denn Fo wußte natürlich, was kommen würde, und hatte beschlossen, die böse Frau für ihren Geiz und ihre Lügenhaftigkeit zu strafen. Er hörte daher die stotternde Rede des Mannes ruhig und freundlich an.

„Wenn es Euch so sehr darum zu tun ist,“ sagte er, „will ich gerne heute Euer Gast sein.“ Und er ging gleich mit ihm zurück.

Diesmal ward er nun mit Leckerbissen bedient und auf ein weiches Lager gebettet, und am Morgen reichte man ihm ein gesticktes Hemd aus feinster Seide. „Nimm lieber das an Stelle des groben Zeugs, das Du auf dem Leibe trägst,“ sagte die Frau mit ihrem süßesten Lächeln.

„Ich danke Dir,“ sagte der Fremde, — „möge Dir mit gleichem vergolten werden! Möge, was Du beginnst, nicht eher aufhören, als bis die Sonne untergeht!“ Und dann ging er.

Die Frau wollte aber ein besonders gutes Geschäft machen; so begleitete sie ihren Gast ein Stück Weges und bat ihn, seinen Segenswunsch auch auf ihren Mann auszudehnen.

„Meinetwegen,“ sagte er, „auch sein erster Beginn soll fortdauern, bis die Sonne untergeht!“

Da bedankte sie sich recht schön, und lief eilends nach Hause.

Auf dem Wege rechnete sie schon aus, wieviel wohl vier Hände an einem Tage messen könnten. Da hörte sie ihr Schwein grunzen. „Mann!“ rief sie, „ich geh schnell zum Schrank und fang an zu messen, damit wir keine Zeit verlieren. Gib indessen den Schweinen zu trinken, denn Futter kriegen sie ja heute ohnehin nicht von uns. Wir haben heute besseres zu tun.“

Sie lief auf das Dach ihres Hauses, wo ihre Seidenvorräte aufbewahrt waren. Sie war aber keine gute Hausfrau, sondern eine sehr schlechte, und so lange hatte sie sich um ihre Schränke nicht gekümmert, daß sie ganz mit Spinnweben überzogen waren. Um einen Kasten zu öffnen, mußte sie erst solch eine dicke, graue Spinnwebe entfernen. Wie sie die aber wegziehen will, wächst sie in ihrer Hand, und so viel sie auch zieht und zieht, es wird immer mehr, und wie sie sie mit beiden Händen wegschieben will, wächst das Gewebe doppelt schnell.

Ihr Mann hatte indessen den Schweinen zu trinken gegeben. Er goß ihnen Wasser aus dem Eimer in den Trog und wollte fort; aber — o Schrecken! Das kleine Eimerchen wurde nicht leer. Er goß und goß, bis der Trog überlief und der Stall überschwemmt war; da lief der Mann heraus und schloß die Tür, damit die Wassermengen drin bleiben sollten, aber es nützte nichts, daß die Schweine darinnen elendiglich ertranken, der Eimer blieb in seiner Hand und blieb voll und er goß weiter und weiter, bis das Feld mit der reifen Frucht und das ganze Haus im Wasser stand.

Als die Sonne sank, war die Frau dicht eingehüllt von widerlichen grauen Spinnwebschleiern, die sich über die Mauern des Hauses schlangen wie Epheu; der Mann aber stand händeringend unten und sah das Haus halb im Wasser versunken.

Hätten nicht hilfreiche Hände sich der beiden angenommen, sie wären wohl beide elendiglich umgekommen. So aber kamen sie mit dem Leben, Zeit, an ihr wohlverdientes Unglück davon und hatten noch viele Jahre zu denken und sich zu bessern.

Eine Schmach für Canada. Fleißige Ausländer werden deportiert.

Variante.

„Und wie ist der gnädigen Frau das Bad bekommen?“

Zofe: „Gut. Das Moor hat seine Schuldigkeit getan!“

— Neuer Betrieb. A.: Befindet sich oben im vierten Stock nicht mehr die Schreinerei von Müller?

B.: Nein, da haben sich jetzt drei junge Dichter eingemietet und betreiben eine flotte Dichterei.

— Richtig gestellt. A.: Der Mann da ist die personifizierte Dummheit. Macht kein einziges mal den Mund auf, um sich nicht zu blamieren.

B.: Aber Mensch, da schweigt er doch aus Klugheit und nicht aus Dummheit.

Bestrafte Neugierde.

„Wirklich, eine famose Erfindung dieser Reinigungs-Saugluft-Apparat. — Lassen Sie das Ding mal näher sehen.“

— Hm, — hm — — wie einfach ... und doch ...

... nimmt es allen Staub weg!

Oh, — wo ist denn jetzt mein guter Schnupftabak? —

— Uebertrumpft. Erster Landwirt: Mein Getreide steht dieses Jahr wieder miserabel, kaum eine Hand hoch.

Zweiter Landwirt: Das ist noch gar nichts. Bei mir müssen die Sperlinge knien, wenn sie fressen wollen!

Ein netter Junge.

Magd: Junge, was fällt dir ein, mich hier so abzuküssen ..?!

Bäckerjunge: Jott, Rieke, worum denn nich, Sie sind ja doch noch unvermehlt!

Schlau.

Der Gickelbauer bekommt am Postschalter auf einen Fünfzig-Mark-Schein 45 Mark 50 Pfennig heraus. Der betreffende Beamte zählt ihm den Betrag auf dem Schalterbrett in Einmarkstücken vor. Doch, von Mißtrauen erfüllt, will sich der biedere Bauer überzeugen, ob ihm der Postbeamte auch die richtige Summe ausgezahlt, und beginnt das Nachzählen. Doch kaum hat er bis zu dreißig Mark gezählt, da wird ihm die Arbeit doch zu langweilig, und befriedigt murmelt er:

„Nun, hat's bis hierher gestimmt, wird's wohl auch weiter stimmen.“

Spricht's und streicht den Rest schmunzelnd ein.

Metamorphose.

Gast: „Früher hieß Ihr Gasthof doch „Zum Lamm“, warum jetzt mit einemmale „Zum Drachen“?“

Wirt: „Ich habe mich inzwischen verheiratet!“

— In der Verzweiflung. Frau (ihren Mann, der in einer tiefen Ohnmacht daliegt, vergeblich aufzuwecken suchend): „Um Gotteswillen, Max, schlag' doch die Augen auf ... Du sollst von morgen ab einen Hausschlüssel haben!“

Liebenswürdig.

Frau: „Einstmals sagtest Du stets, lieber wolltest Du mit mir zusammen in der Hölle, als ohne mich im Paradies sein.“

Mann: „So — das hab' ich gesagt? Na, weißt' Alte, dieser Wunsch aus den Jahren meiner Jugendeselei hat sich ja auch wunderschön erfüllt“.

Druckfehler.

Der Fürst fuhr vom Bahnhof direkt zur Hoftafel, als die Geschütze den Begrüßungssalat abfeuerten.

Anziehendes.

„Herr Leutnant, der Hund zieht an.“

„Mag sein — äh — aber gegen Gnädigste kommt er nicht im entferntesten auf.“

— Zwischen Schule und Haus. Willi Lemke (aus der Schule zurückkehrend): Siehste, Mattä, — det is dir janz jesund, det mir der Lehrer heite so verhauen hat, — warum haste das Rechenexempel falsch jemacht!

— Serenissimus. Serenissimus liest in der Zeitung, daß einem Kanonier gelegentlich einer Schießübung das Trommelfell geplatzt ist. „So, so,“ murmelt er vor sich hin, „habe bisher noch nicht jewußt, daß bei der Artillerie auch Trommler sind.“

— Aufrichtig. „Möchtest du nicht noch ein Stückchen Kuchen, Tommy?“

Tommy (zu Besuch): „Nein, ich danke!“

„Armes Kind, du scheinst aber wirklich an Appetitlosigkeit zu leiden.“

„Das ist nicht Appetitlosigkeit. — — Woran ich leide, ist — Höflichkeit.“